

**Duft in Ohnmacht und konnte nicht wieder zum Bewußtsein gebracht werden.** Die Mütter und der Vater, die weder weiterzugehen noch im Dunkel abzustiegen wagten, waren in Verzweiflung; da nahm ich die junge Dame kurz entschlossen auf meine Schultern und trug sie bis zum nächsten Dorf hinunter, wo sie sich bald erholte. Der Vater konnte danach nicht genug für mich thun und nahm mich in sein Bureau auf, aber aus Sehnsucht nach Selbstthätigkeit verließ ich dasselbe bald wieder und arbeitete so ein Jahr nach dem anderen auf der Wollindustrie in der Nähe des Klondike-Districts. Erst in den letzten acht Monaten habe ich mein Vermögen gemacht. Niemand kann in Klondike auf Erfolg hoffen, wenn er das Land nicht genau kennt. Glücklicherweise erwies sich das erste Stück Land, das ich in Klondike selbst erwarb, als gut. Ich verkaufte es und erlangte andere Antheile dafür, von denen ich jetzt sechs der besten besitze. Ihr Vermögenwerth ist heute fünf Millionen Dollars (20 Millionen Mark!)

**Luftige Götze.**

- \* Inverschämmt. Junge Dame (ist das Dienstmädchen einen Lebensbrief geschrieben): Ich glaube, jetzt ist es genug! — Dienstmädchen: Ein Brief aber noch, gnädiges Fräulein, schreiben Sie noch, Entschuldig, bitte, die schlechte Handschrift.
- \* Unfer Küber. Die Eltern kommen gerade in das Kinderzimmer, als der kleine Wirt seinem Schwefelchen die Augen prüft und es sieht. — Mutter: Was thust Du denn, Wirt? — Wirt: Ah, Mama, wir spielen Papa und Stubenmädchen.
- \* Selbstbesehd. Dame: Wo haben Herr Lieutenant den Winter verbracht? — Lieutenant: Rom gewesen, Indiguit! Bepf mich jenseit!
- \* Unüberlegter Auspruch. — Ich bespante durchaus, daß es manne Hunde giebt, die mehr Verstand haben, als ihre Herren. — Das glaub' ich auch, ich habe selbst so einen geistreichen Kiter.
- \* Vielfachende Auskunft. Götter: Nun, hat der Fremde die Rechnung bezahlt? Oberkellner: Er hat bezahlt und ist geflohen.
- \* Sein Sach. Staatsanwalt (zu einem Bekannten): Du, ich habe wohl gesehen schönen Wirthin zusammengekauert, als ich zum Schluss der Geschicht einen Zaun auf dich ausgedrückt habe. — Freund: Na, Wirthin waren, aber nicht du, ich bin mir nachher keiner Rede wie ein Angestellter vorgekommen.
- \* Immer derselbe. Mann (mit Zeitungs): Ah, Herr Doktor, ich habe einen glücklichen Schnupfen! — Arzt (gerührt): Ihn, da muß ich Sie ein heiliges Heißbad nehmen.
- \* Reiserück. Dufel: Also 20 Mark soll ich Die pumpen — wie kommt Du dazu? — Wette: Ich wollte nur mal sehen, ob das Gluck heute bei mir Stand hält. Ich habe nämlich schon 10 Mal im Etat gewonnen.
- \* Schlußfolgerung. — Das junge Ehepaar k. scheint auch nicht sonderlich zu harmonieren; er reist diesen Sommer nach Kairo und sie nach Spitzbergen. — No, was ist weiter dabei? Sie wird der Abföhung und er der Gewöhnung bedürfen.



**Auflösung des 348. Preisräthsel. „Sturmhaube“.**  
 Richtige Lösungen gingen ein 114. Die Gesamtpost der Ein-  
 sendungen betrug 118. Das Räthsel wurde richtig gelöst:  
 aus Halle von: Frau Clara Regel, Otto Harnisch, Wilh. Lehmann,  
 Martha Lehmann, Wilh. Emsch (Blume), Lily Wanglben, Charlotte  
 von Gerbold, Frau L. Kerner, Helene W., Franz Rupp, M. Hühn,  
 Marie Lorenz, Marie Grotzmann, Dorothea Denschel, Olga Wittmann,  
 C. Schreiber, Margaretha Weisner, M. Seipke, F. Kellner, A. Schreiber,  
 Jenny Babi, Frau Wagner, Otto Walter, Frau M. Dehler, Frau A.  
 Schmidt, Ch. Sönger, Otto Renie, M. Jentsch, Anna S., M. Wosfeld,  
 Wilh. Klünder, Frau Maria Lehmann, Wilh. Häpliche, Rosa Schubert,  
 Elisabeth Wittenberger, Frau Günther, K. Schwardt, E. Camarath,  
 Emma Jahn, S. Richter, Gertrud Hoff, Margie Spiegel, Rosa Jaber,  
 A. Weisbach, Ernst Schulz, Eugen Dietz, Fr. Jenschmidt, E. Grimm,  
 Fr. Golze, Hermann Richter, Wilh. Schürich, M. Schaffler, E. Straß,  
 Werner Waldmann, Fr. Wiedemann, Edward L. Weber, A. Wittlich,  
 Clara Parry, E. Marquardt, Martha Heufel, Rich. Hiltensagen, Frau  
 M. Hays, Eugen Lampe, W. Böge, Frau M. Albrecht, Wilhelm Reye,

Verantwortlicher Redacteur: Wilhelm Teske. -- Druck und Verlag von W. Rufschlag. Beide in Halle a. S.

Frau U. Apelt, M. Böck, Fr. Kende, Kopen, Johanne Böge, Gertrud  
 Böge, Fr. Richter, Wilhelm Jemning, Marie Wiedemann, Gustav Roth-  
 ardt, Margarethe Kuyfger, Anna Koeber, Max Lehmann, Bertha Berg,  
 Max Köpchen;  
 von auswärts von: Elisabeth Meier, S. Müller, Friz Bachmann,  
 Cauerfurt, Fr. Schulte, Deligisch, Frau Marie Gademesser, Frankfurt a. M.  
 Luise Kunze, Naumburg, Frau A. Schurig, Wetzburg, A. Kretschmann,  
 Weichow, Wilh. Köhler, Friedrich, S. Hensch, G. Kahlisch, Dr. Knahe,  
 Eberding, Oskar Dietrich, Bismarckstr. 10, D. Juntzföhne, G. Soller,  
 Seeburg, M. Gutsa, Landsberg, M. Wagner, Kopsitz, G. Hornmann,  
 Leobnitz, Hilmar Schärer, G. Hofmann, Adolph, C. Doering, Schwofisch,  
 Frau Lina Winter, Eilenburg, August Durlak, Gröblich, G. Nigels,  
 Gansena, C. Demprich, Köllingen, Martha Ems, Marie Denter, Franz  
 Buschardt, M. Hays, Frau Fante, Schickschnein, Gottlieb Dünns,  
 Trautz, Wilh. Gräbe, Wilh. Schumann, Dietz.

**Preis: Hylans Geblüth und Dramen, eleg. geb.**  
 enthält auf C. Hornmann, 10 Bände.

**349. Preisräthsel.**  
 Wer es macht, der sagt es nicht;  
 Wer es nimmt, der kennt es nicht;  
 Und wer es kennt, der will es nicht.

**Preis: Unter Halbmond und Stern, Roman von  
 Ch. Senhard, eleg. geb.**

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen,  
 denen die Abnahmeentscheidung vom laufenden Monat beizufügen ist,  
 sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaction des  
 „General-Anzeiger“ einzuliefern. Bei mehreren richtigen Lösungen ent-  
 scheidet in Gegenwart von Beiden das Loos. Abgenommen, die im Laufe  
 des Monats bereits eine Lösung mit Abnahmeentscheidung eingeleistet  
 haben, wollen bei wiederholten Einladungen dies gefälligst halber  
 angeben.

**Staufgabe.**  
 (a b a d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube,  
 Engel, Unter; V M H die drei Ephele).

Hinterhand reist bis a-Handspiel, nachdem Vorhand logisch gepöft,  
 Mittelhand spielt Großspiel auf folgenden Karte:  
 a, 10, K; b, A, 10, K; c, A, D, 9, 7.

**Deutsch.**


**Frangösisch.**

<b>Treff-König, Treff-König, Bique-König, Bique-König.</b>	<b>Treff-König, Carr-König, Carr-König, Carr-König.</b>
<b>Treff-König, Carr-König, Carr-König, Carr-König.</b>	<b>Treff-König, Carr-König, Carr-König, Carr-König.</b>

Obwohl 13 Augen im Etat liegen, verliert der Spieler mit Schwarz.  
 Wie waren die Karten vertheilt? Wie ging das Spiel?

**Lösung der Staufgabe aus Nr. 9.**  
 Kartentheilung:  
 A, a, b, c, d, A, 10, K; K, 10, D, 8,  
 B, M, H, K, D, 9, 7,  
 D, 9, 7, 10, 8, 7; c10; dA, K, 9, 7

**Epistel:**

1. B, dB, c7, a7.
2. F, aK, os, as.
3. F, cB, c9, b7.
4. F, dD, bA, dK (-18).
5. F, c10, aA, cD.
6. F, dD, cA, 10, 9, 7.

Die andere Epistel nimmt der Spieler,  
 der er kommt bloß noch auf 60. Er würde das Spiel nur gewinnen,  
 wenn Mittelhand so unglücklich wäre, im 1. oder 2. Stich da oder 10 zu  
 gewinnen. Ein fluger Spieler wird aus dem Umstand, daß V. erst 4  
 spielen wollte, sich aber zu treffen sich, schließen, daß Vorhand mehrere  
 Trümpfen und zwei kleine Farben hat, d und a, und zwar muß a besser  
 gedeckt sein, als d, da V. sich zunächst zur Rebenente gewandt; es können  
 bei ihm 6, seine hohen Blätter von a sitzen. Da nun V. aK dere-  
 setzt, muß Mittelhand annehmen, der Spieler will einen Trümpfen herun-  
 ziehen. Dies darf V. nicht noch durch Wimmelung unterlassen, zumal  
 V. mit kleineren Blättern weichen kann.

**Halle'sche Familien-Blätter**  
 Wöchentliche Gratis-Beilage  
 des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 11 Halle a. S., den 13. März 1898.

**Keine Arbeit.**  
 Großfabrikbild von Emilie Fola.

(Mädchen erzählt.)  
 Am Morgen, wenn die Arbeiter die Werkstätte betreten, finden  
 sie sie kalt, gleichsam traurig über den hereinbrechenden Frühling. Im  
 Hintergrunde des großen Raumes steht die Maschine still und  
 stumm und ihren magern Armen und ihren unbeweglichen Händen,  
 und die Schwermut wird dadurch noch größer, denn ihr Arm,  
 ihre Schwungkraft belebte wie ein ungestüm klopfendes Nierenherz  
 sonst das ganze Haus.

Der Principal tritt mit düsterer Miene aus seinem kleinen  
 Kabinett und sagt zu den Arbeiter:  
 „Kinder, heut giebt's keine Arbeit...“ Es kommen keine Be-  
 stellungen, von überall bekomme ich Annahmen, und die Waare  
 würde mir auf dem Halbe bleiben. Dieser Monat Dezember, auf  
 den ich so oft hätte, sonst der Hauptmonat im Jahr droht die  
 besten Hüter zu verlieren. Ich muß die Arbeit einstellen.  
 Und als er geht, wie die Arbeiter sich ängstlich anschauen,  
 fährt er mit leiserem Tone fort:  
 „Ich bin kein Gott, nein, ich schweide es Euch... Meine  
 Lage ist furchtbarer, welt furchtbarer als die Eure... In acht  
 Tagen habe ich 50 000 Francs zugelegt. Heute unterbreche ich  
 die Arbeit, um die Nacht nicht noch schlimmer zu machen, und da-  
 bei habe ich doch noch keinen Pfennig für meine Zahlungen, die  
 am 15. fällig werden. Ihr seht, ich spreche als Freund zu Euch  
 und verhehle Euch nichts. Morgen ist vielleicht schon der Gerichts-  
 vollzieher da! Wir sind ja nicht daran schuld. Wir haben bis  
 ans Ende gekämpft. Ich hätte Euch gern geholt, diese böse Zeit  
 zu überleben; doch ich bin zu Ende, ich stehe auf dem Trodnen  
 und habe kein Brot mehr zu verschlecken.“

Damit reichste er über die Hand, die ihm die Arbeiter  
 schweigend schüttelten. Einige Minuten bleiben sie noch da und  
 betrachten ihr jetzt unruhiges Handwerkszeug mit geballten Fäusten.  
 Brausig, dreißig Familien werden in den nächsten Wochen nichts  
 zu essen haben. Einige Frauen, die in der Fabrik angestellt waren,  
 haben Thürnen in den Augen. Die Männer wollen tapfer er-  
 scheinen; sie spielen den Muthigen und erklären, man sterbe in  
 Paris nicht vor Hunger.

Als der Principal dann fortgeht und sie ihn, vom Kummer zu  
 Boden gedrückt, verschwinden sehen, verlassen auch sie den Arbeits-  
 raum; sie glauben, hier ersticken zu müssen, die Kräfte ist ihnen  
 wie ausgepreßt und die Mäse vermag nicht zum Vorschein, als können  
 sie aus einem Grabmalde. Der Todte ist die Arbeit, die große  
 hunnne Maschine, deren Skelet, wußes Ungenach kündend, im  
 Dunkeln steht.

Der Arbeiter ist draußen, auf der Straße, auf dem Pflaster.  
 Acht Tage lang ist er überall herumgelaufen, ohne Beschäftigung  
 zu finden. Von Thür zu Thür ist er gegangen, um seine Arme,  
 seine Hände, sich selbst anzuheilen, ihn jeder, selbst der härtesten,  
 unangenehmsten, antrengendsten Arbeit. Doch alle Thüren haben  
 sich vor ihm geschlossen.

Dann hat er sich erboten, für den halben Lohn zu arbeiten.  
 Doch auch jetzt haben sich die Thüren nicht geöffnet. Er würde  
 fast umsonst arbeiten, wenn man ihn nur einstellen wollte. Doch  
 die Hand hat alle Verträge gelöst, und das Geld, das in seine  
 Geld, hält sich verloren.

Nach acht Tagen ist alles vorbei. Der Arbeiter hat einen  
 letzten Versuch gemacht, und kommt langsam, mit leeren Händen,

von dem Elend ganz müde geworden, zurück. Es regnet, doch  
 er geht durch die Risse, ohne sie zu spüren, denn er spürt nichts  
 weiter als den Hunger. Er hat sich über ein Gefäß der  
 Gasse hin gebückt, unter dem das hohe Wasser mit langem  
 Gurgeln vorüberfließt, zurückhaltend weißes Schaumwollen ge-  
 schlagen an einem Rindenscheiter. Er beugt sich noch tiefer, die  
 riesige Strömung rauscht an ihm vorbei, als wolle sie ihn wühlend  
 herausfordern. Nun sagt er sich, das wäre sehr, und geht weiter.

Der Regen hat aufgehört, das Gestirnt strahlt in den Wol-  
 ken der Juvelliere. Wenn er eine Fensterheide erblüht, so  
 konnte er sich für Jahre Brod herausnehmen. In den Resta-  
 rationskichen wird Licht angezündet und hinter den weißen  
 Muffelvorhängen erblüht er essende Leute. Er geht schneller  
 und eilt nach der Vorstadt, an dem ganzen nachtholsten Paris  
 vorüber, doch zur Duerthunde sich bereit macht.

Als die Frau und das kleine Mädchen heut' Morgen weinten,  
 hat er ihnen für den Abend Brod versprochen. Das Einbrenn der  
 Dunkelheit hat er sich nicht zu ihnen zu gehen gewagt, um ihnen  
 zu sagen, daß er gelogen habe. Während er weitergeht, fragt er  
 sich, was er erzählen soll, damit sie sich gebüden. Trodtem  
 müssen sie doch etwas zu essen haben. Er würde es ja noch aus-  
 haben, aber die Frau und das Kind sind zu schwach.  
 Einen Augenblick kommt er auf den Gedanken, zu betteln, doch  
 wenn ein Herr oder eine Dame an ihm vorbeizieht und er die  
 Hand hinhalten will, dann wird ihm der Arm plötzlich lahm und  
 die Kehle preßt sich ihm zusammen. Wie angezogen bleibt er auf  
 dem Trottoir stehen, während die anständigen Leute sich fort-  
 wenden; sie halten ihn für betrunken, wenn sie in sein vom Hunger  
 verzerrtes Gesicht blicken.

Die Frau des Arbeiters ist auf der Straße hinuntergelaufen  
 und hat das Kind oben schlafen lassen. Die Frau ist ganz mager  
 und trägt nur einen bunten Kattunrock. In dem heftigen Sturm  
 auf der Straße flappert sie vor Kälte mit den Zähnen.

In der Wohnung ist nichts mehr; es ist schon alles ins Beth-  
 haus gemeldet. Am vorigen Abend hat sie die letzte Wollie aus  
 der Matrasse bei einem Trödler verkauft; die Matrasse ist auch  
 schon fort; nur das Kissen ist noch da. Sie hat es auch fester  
 gehängt, damit die Kälte nicht so hereinkommt, denn die Kleine  
 hustet sehr heftig.

Auch sie hat sich nach Arbeit umgesehen, ohne ihrem Mann  
 etwas davon zu sagen. Doch die Glückseligkeit ist für die  
 Frauen noch schlimmer als für die Männer. Zum Gluck hat sie  
 einen guten Mann, der nicht trinkt. Sie würden ganz glücklich  
 leben, wenn sie die schreckliche Zeit nicht des Nothwendigsten be-  
 brauchen hätte. Kredit giebt es nicht mehr, sie ist beim Vater, beim  
 Orintramhändler, beim Kaufmann schuldig und magt es kaum  
 mehr, an den Läden vorbeizugehen. Nachmittags ist sie zu ihrer  
 Schwester gegangen, um sich 20 Sous zu leihen; aber auch dort  
 hat sie ein solches Elend vorgefunden, daß sie, ohne ein Wort zu  
 sagen, zu weinen angefangen hat; dann hat sie beim Fortgang  
 versprochen, für ein Stüchlein Brod zu bringen, wenn ihr Mann  
 etwas nach Hause brächte.

Der Mann kommt nicht wieder. Es regnet und glitzend  
 flüchtet sie unter den großen Thowweg; große Tropfen preschen in  
 ihren Büsten nieder und das Wasser dringt durch ihren dünnen  
 Rock. Auf Augenblicke packt sie die Ungebuld, trotz des Regens  
 geht sie hinaus bis ans Ende der Straße, um nachzugehen, ob sie  
 den so sehnsüchtig Erwarteten nicht auf der Chauffee bemerkt. Und



wenn sie wieder unter den Thorweg tritt, dann streifen die Haare von Regen; sie fährt sich mit den Händen darüber, um sie zu trocknen, und wartet noch immer, von lesem Liebesbrief ge- schickt.

Von den hin- und hergehenden Passanten wird sie oft ge- sehen. Um Niemandem im Wege zu sein, macht sie sich ganz klein. Dabei hat sie einen furchtbaren Hunger. Drüben ist eine Wädelwe, und sie denkt an das Kind, das da oben schläft.

Als der Mann, der wie ein Verbrecher an den Häusern ent- langlichet, ihr endlich zeigt, fährt sie auf ihn zu und betrachtet ihn mit angsterfüllten Blicken.

„Nun?“ fragt sie hervor.  
Er gibt keine Antwort und senkt das Haupt. Und blaß wie eine Todte, steigt sie die Treppe empor.

Die Kleine oben schläft nicht. Sie ist erwacht, und ein groß- liches, herzzerreißendes Gmias huscht über die Gesichtszüge dieses siebenjährigen Mädchens, das weiß und düster wie eine Frau er- scheint. Es liegt auf dem Kufferrande, der ihr als Bett dient. Ihre vor Kälte starrenden Füße hängen nieder; ihre krankhaft mageren Hände von puppenhaftem Blau, ziehen auf der Brust die Lappen zusammen, die sie bedecken. Sie verspirrt dort ein brennendes Gefühl, ein Fieber, das sie gern löschen möchte. Sie träumt.

Spiegelglas hat sie nie gekostet. Die Schule kann sie nicht be- suchen, denn sie hat keine Schuhe. Als sie noch klein war, hat ihre Mutter sie in der Sonne posieren geliebt; dessen erinnert sie sich ganz genau. Doch das ist schon lange her. Selbster ist sie nie mehr glücklich gewesen, denn sie hat stets Hunger gehabt. Es ist eine wichtige Sache, über die sie nachdenkt, ohne ihr auf den Grund kommen zu können. Hat denn Jeder Hunger? Sie hat sich bemüht, sich daran zu gewöhnen, doch es ist ihr ge- lungen. Sie denkt sich, um das zu verstehen, müsse man er- wachsen sein. Ihre Mutter kennt die Sache gewiß, die man vor den Kindern geheim hält. Wenn sie es wagte, würde sie sie wohl fragen, wer die Leute denn so in die Welt setzt, damit sie Hunger haben.

Dann ist es auch in ihrer Wohnung so häßlich! Sie betrachtet das Fenster, an das das Sofa lehnt, die nackten Wände, die wackeligen Möbel, das ganze Gemiß der Dachkammer, das die mangelnde Arbeit noch mit ihrer Unordnung bedeckt. In ihrer Unwissenheit glaubt sie von warmen Stuben mit glänzenden hellen Gegenständen geträumt zu haben; und das Bild noch einmal zu sehen, macht sie die Augen zu und durch die geschlossenen Lider wirft das Licht der Kerze zu einer blendenden Lichtfülle, zu einem goldigen Schimmer, denn sie sich gern nähern möchte. Doch der Wind heult und es dringt eine solche Kälte in die Kammer, daß sie zu hinstupfen beginnt. Die Augen stehen ihr voller Thränen. Früher ängstigte sie sich, wenn man sie so ganz allein ließ, jetzt fühlt sie das nicht mehr; es ist ihr völlig gleichgültig. Da sie seit dem geliebten Abend nichts gesehen haben, so glaubt sie, ihre Mutter sei hinuntergegangen, um Brod zu kaufen. Dieser Ge- danke macht ihr Spaß. Sie wird ihr Brod in ganz kleine Stücke schneiden und ganz langsam ein nach dem andern essen. Dann wird sie mit ihrem Brod spielen.

Die Mutter ist wieder zurückgekommen, und der Vater hat die Thür zugemacht. Die Kleine sieht Weiden erkannt auf die Hände, und erklärt, da sie nichts sagen, nach einer Weile in klagendem Tone:

„Ich habe Hunger, ich habe Hunger!“  
Der Vater hat in der Ecke den Kopf zwischen die Hände ge- preßt und bleibt dort wie geschmettert liegen, während seine Schul- tern sich in beständigem, stummem Schwanken bewegen. Die Mutter, die ihre Thränen unterdrückt, will die Kleine wieder ins Bett legen. Sie deckt sie mit allen Kleidungsstücken zu, die sich in der Wohnung vorfinden und sagt ihr, sie solle artig sein und hübsch schlafen. Doch das Kind, das vor Frost mit den Zähnen klappert und das Feuer in der Brust heftig brennen fühlt, wird fest. Es fällt seiner Mutter um den Hals und fragt ganz leise:  
„Mama, sage mir doch, warum haben wir denn eigentlich Hunger?“ . . .

### Eine Episode aus der Schwermut von Montemor.

(16. December 1865.)  
Von Gottfried Albert.

So flehlich, so heiter und milde hatte sich kaum jemals der Sternhimmel über das bescheidene Montemor ausgedehlet.

Ueber den hellereuchten Feldern lag tiefer Friede, das Blüthen- des Frühlings vernahm man aus dem Thale heraus viel deutlicher als sonst, wie wenn kein Rauschen eine Predigt wäre, der in an- dächtiger Stimmung die Wälder lauschten; kein geheimnißvolles Säuseln ging, wie sonst, durch ihre Aeste. Einen so feierlich eristen Feterabend hatte die Natur zuvor nie gehalten, es war, als wäre ihre Chorleitungsmaht. Waren es doch die letzten Stunden des armen Montemor! Hier und da nur noch spärlich freiziehend eine Gale aus dem Waldst auf; es wurde ihr Angst ob der Todten- stätte, in der die Natur ihren Hüthen ansetzt.

Die Uhr am Rathhaus hatte seinen oben geschlagen, lauter, vernehmlicher als sie es gewohnt war; vielleicht wollte sie die Leute auf diese Stunde besonders aufmerksam machen. Ueber das Trottoir der Straße San Carlos schritt ein schlanker, junger Mann eilig die Stadt hinaus, seine schollenden Schritte allein scheuten sich nicht, die tiefe Stille zu unterbrechen. Er näherte sich einem von wenigen Lichtern erhellen freien Plage, und mit ehrsüchtiger Verborgung lehnte er sich erwartend an die steinerne Säule mit dem Heiligenbilde, die als bescheidener Schutzherr aufgerichtet stand. Seine dunklen, feuchten Augen spähten hinaus nach den erleuchteten Fenstern im ersten Stock eines Hauses. Jetzt öffnete sich leise das Gitterthor, und der Jüngling blickte in den finsternen Gang. Hastig, doch mit erwidertem Anblicke, trat er in ein hohes, von einem einzigen Kaminpfeile nur matt erleuchtetes Zimmer.

„Emma!“ rief er aus und ergriff hastig die zitternde Hand des Mädchens; o Emma, welches Glück giebst Du mir!“

„Doch es doch baueru könnte in Ewigkeit, mein Geliebter!“ er- widerte sie mit bebender Stimme, indem sie ihre Augen, schmerz- licher als die Nacht, aufschlug, daß ihre Strahlen das Antlitz des Jüng- lings verklärten: „Doch es wüßte bis in Ewigkeit, Geliebter!“ Eine heisse Thräne verklärte, wie eine Wolke den Abendhimmel, das glühende Auge.

„Nun weil er so reich ist, wie Du, nur darum, weil ich arm bin, nur um einher taufend Bittern willst du mich nicht lieben. So, sie werden Dich zwingen, Emma, sie werden, diese Geizigen! Aber ich will ja nicht das Gold Deines strengen Vaters, nicht die Perlen Deiner herzlosen Mutter: ich will nur Dich, mein Schatz, mein Alles!“ und die kräftigen Arme des Jüng- lings umschlangen das liebe Mädchen. Sie erchrte.

„Was heißt Dir, Kind? Deine Wangen sind so bleich und Dein Händchen so ansehlig; sei unbesorgt, im Gemache Deiner Eltern ist's dunkel, sie schlafen schon.“

„Ja, sie schlafen, jemand; ich bin so ängstlich . . . Aber höre! Du nicht ein Geräusch, ein dumpfes Murmeln?“

„Sei ruhig, Geliebte! Es ist Dein Herz, das pocht, und unser Geheimniß macht Dich furchsam, mein Engel.“

„Ja, es ist Furcht“, kispelte sie, „die Reue, weil ich sie be- trogen habe. Meine Mutter gab mir den Gutenachtkuß und segnete mich wie sonst — aber ich habe die betrogen; ich warrete auf Dich . . . Mein Gott! wäre ich doch arm, wach! häßliches Schicksal, reich zu sein!“

„Du bist nicht schuldig, mein Glück; es ist nicht Sünde, zu lieben. Ich will beten zu Gott, daß er Deinen Eltern verzeihe, was sie Dir zu Leide thun. Es ist das erste Mal, daß ich Dich hier allein sehe . . . es wird auch das letzte Mal sein, Emma!“

„Mein, nein, lieber sterben!“ rief das Mädchen und warf sich schluchzend an seine Brust.

„O, mein Glück, meine Liebe“, küßte der Jüngling; aber Deine Hand ist so kalt . . . hier . . . bei diesem Bilde der heiligen Jungfrau schwöre mir, daß mein Glück baueru soll in Ewigkeit; schwöre mir, Emma, daß Du mich lieben wirst, bis ich sterbe.“

Das Mädchen richtete sich auf und kreuzte ihre weißen Hände über der Brust und sprach mit fieberhaft exzeter Stimme: „Ich schwöre es!“

Da hoch — ein tiefes Tosen! Ein Donnerstschlag! Ein Stoß — und Montemor ist von Erdbeden verdrückt.

Hast alle Einwohnern lagen unter den Trümmern der Stadt begraben. Am frühen Morgen durchstühten viele kühige und hitz- bereite Hände mit Schaufel und Spaten die traurigen Ruinen. Auf der Plaza San Carlos grub man die Lebenden unter dem Schutt hervor; sie lebten beide, aber die schöne Jungfrau erkannte ihn nicht mehr, auch nicht ihre Mutter — ihr Geist war unmohtet.

Sie lebt jetzt noch. Ihr Haar hat das Alter längst gebleicht, ihre Wangen sind eingefallen, und ihre einst so glühendbühenden Augen blicken fies vor sich hin. Nur hin und wieder sieht sie die müden Augenlider empor, um einen traurigen, verklärten Blick gen Himmel zu senden, wenn sie die blauen, mageren Hände über der Brust kreuzt und in dumpfem Tone nur die einzigen Worte flüstert: „Ich schwöre es!“

### Was soll mein Junge werden?

Oftem rückt heran und mit diesem Feste die Zeit, da in Tau- kunden von Familien die Wahl des Lebensberufs, welche die El- tern für ihren unminäbigen Sohn zu treffen haben, lebhaft erörtert wird. Die Frage: „Was soll mein Junge werden?“ verurteilt oft arge Kopfwehmergen, und mancher Familienvater gäbe sichertlich kein Verthes hin, wenn ihm Jemand sagen könnte, in dem Ober dem Verthe wird kein Kind zu Ehre, Glück und großem Gut gelangen. Aber leider kann das Niemand. Da sind zunächst die Bekannten und Verwandten, denen der sorgende Vater seine Frage vorlegt. Mit welchem Ergebnisse? Antworten in Menge, aber kaum zwei gleichlautende. Da sind ferner die Handwerksmeister — in der verzipflichten Angelegenheit der Berufswahl doch Autori- täten — die wohl auch durch guten Rath endlich helfen. Leider auch hier kein erlösendes Wort. Jeder erklärt da — ganz sonder- bar — seinen Erwerbseigewitz für den am wenigsten eintäglichen und den seines Nachbarn für den besten. Endlich erinnert sich der wählende Vater, seine Frage als Titel verfallender Bücher gelesen zu haben — ein neuer Hoffnungszweig! Aber auch der verliert, je mehr er sich beim Lesen der letzten Seite jener Bücher nähert, ohne eine bestimmte Antwort auf seine Frage gefunden zu haben. Auch ein Artikel aus der Feder eines Schulmannes weiß auf die Frage: „Was soll der Junge werden?“ keine bestimmte Antwort zu geben. Wohl aber sind in diesem Artikel gute Rathschläge ver- zeichnet, die wir unseren Lesern mittheilen wollen, denn sie könnten dem Väter am besten dienen bei der Berufswahl von Jungen sein.

Wenn man durch die Frage: „Was soll mein Junge werden?“ erfahren will, welches der beste Beruf ist — in den meisten Fällen wird die Frage wohl in dieser Absicht gestellt — so wird Niemand eine befriedigende Antwort darauf geben können. Und wenn Je- mand im Stande wäre, den „besten“ Beruf anzugeben, so würde er allen dabei Interessirten einen schlechten Gefallen erweisen, wenn er nicht Gehörmiß offenbarte. Denn Alles würde sofort diesem „besten“ Berufe zustimmen, und — derselbe würde in kürzester Zeit der schlechteste sein.

Wenn wir nun einmal an, es stelte Jemand die Frage: „Was soll mein Junge werden?“ in der Absicht, zu erfahren, welches Berufsort am besten entspricht, und in welcher er es insolge- dessen wohl am weitesten bringen könnte. Unsere Antwort — wir haben hier vornehmlich den Handwerkerstand im Auge — würde dann in den meisten Fällen lauten: „Laß Deinen Sohn in den Beruf eintreten, den Du selber einnimmst.“ In der Werkstatt des Vaters ist der Sohn aufzuwachsen, die Benennung des Beru- fsweges gebäre mit zu den ersten Gedächtnisstützen, der Gehör- derjenige bei seiner Fände erhalte, die Kindererziehung und Beschäftigung arbeiten schon die Kindererziehung und der Herstellung verdieuen, in das väterliche Gewerbe schlagender Gegenstände, und tritt nun noch ein Knabe in die Werkstatt seines Vaters als Lehrling ein, so bringt er Vieles schon mit, zu dessen Erlernung ein mit dem betreffenden Gewerbe völlig unbekannter Lehrling oft Monate nöthig hat.

Wenn trotz alledem die Fälle so selten sind, daß der Sohn das Gewerbe des Vaters erlernt, so ist die Ursache davon in zweierlei zu suchen. Das Erste ist die Meinung des Menschen, alle Altdernünftigkeiten, die ihn betreffen, seinen Berufe zur Last zu legen, statt die Ursachen derselben auch einmal in der eigenen Person oder in den Zeitverhältnissen zu suchen. Das Zweite ist der alte Kreier der heutigen Gesellschaft beherrschende Gedanke, „Hoch hinaus!“ — Der Tagelöhner mögte aus seinem Sohne einen Handwerker, der Handwerker aus dem feinen einen Be- amten machen, während der Beamte eine schwere Unterlassungs- sünde zu begehen meint, wenn er seinen Sohn nicht studiren läßt. Besonders die Studimomte hat in der Gegenwart eine Menge unglücklicher Erzieher geschaffen. Manche Eltern begreifen sogar die Vortheit, ihrem auf der Schule nicht recht vorwärtskommenden Sohne mit der Unterbringung im Handwerkerstande zu weichen. Auf diese Weise nun später wirklich zum Handwerk gezwungen, so be- trachtet er seine Stellung hies als eine Strafe und mit der Beru- fswahlzeit ist es natürlich vorbei. Wer mit seinem Sohne durchaus hoch hinaus will, der kann seiner Stellestet übrigens auch Zügelstrüffe machen im Bereiche des eigenen Gewerbes. Der Sohn kann da z. B. das vom Vater Begründete erweitern oder auch nach und nach eine der höhern Stufen des eigenen Gewer- bes in sich in jedem Erwerbseigewitz giebt.

Eltern, die in der Lage sind, ihren Sohn auf eigene Kosten auszubilden zu lassen, werden natürlich unter den einzelnen Berufs- arten (sowohl als auch unter den Meistern des bestimmten Berufs wählen wollen. Nun pflegt man in den meisten Fällen bei der

Wahl des Berufs selbst mit viel mehr Gewissenhaftigkeit vorzu- gehen, als bei der Wahl des Meisters, und doch sollte gerade auf die letztere die größte Sorgfalt verwendet werden. Auf die Wahl des rechten Meisters kommt es vor Allem an. So sollte man keinen wählen, der mehr im Comptoir als in der Werkstatt sich aufhält, der mehr Kaufmann als Handwerker ist und die Ausbil- dung der Lehrlinge seinen vielleicht gemissvollenen Gelehen über- läßt; ferner keinen jenen sogenannten Fabrikanten, die durch Ge- sellen arbeiten lassen, während sie selber von dem Handwerk keine Ahnung haben.

Die Arbeitslöhne sind bei den einzelnen Berufsarten sehr ver- schieden und richten sich im Allgemeinen nach dem Maße der körperlichen Geschicklichkeit und dem Grade der Intelligenz, welche der betreffende Beruf erfordert. Die Löhne in ein und demselben Gewerbe regeln sich wieder nach dem Fleiß, der Zuverlässigkeit und der Tüchtigkeit des Einzelnen, und so tritt nicht ohne selten der Fall ein, daß ein guter Arbeiter in einem schlecht gehaltenen Gewerbe mehr verdient, als der weniger tüchtige in einem gut gehaltenen. Ueberhaupt sind Fleiß, Treue und Tüchtigkeit ein Kapital, das immer die reichlichsten Zinsen trägt. Ihren Sohn in den Besitz dieses Kapitals zu bringen, muß der Eltern größte Sorge sein. Mit weit mehr Sorgfalt als das „Was?“ sollte stets die Frage: „Wie wird der Junge der Tüchtigkeit seines Vaters?“ behandelt werden. Der Beruf einer Verantwortung dieser Frage soll hier nicht gemacht werden; wir wollen uns auf einige kurze Bemerkungen beschränken.

Nachdem die heutige Gewerbe-Übergangung die Rechte des Meisters vielfach beschränkt hat, leht derselbe auch in den meisten Fällen die Verantwortung für des Beklehngs Thun und Lassen außerhalb der Werkstatt ab, und daraus erwächst den Eltern die Pflicht, mit um so größerer Sorgfalt über ihres Sohnes Verhal- ten zu wachen. Die Fortbildungsschulen finden noch immer nicht die gebührende Beachtung, und doch ergänzen und bestefigen sie nicht nur das in der Schule Gelernte, sondern sie pflegen auch den Sinn für Ordnung und gute Sitte. In manchen Städten hat man auch „Unterhaltungsabende“ für die Lehrlinge veranstaltet. Die jungen Leute unterhalten sich da (Sonntags) durch Einübung von Weisungen, durch Anhören von Vorträgen, durch Lesen guter Zeitschriften und Bücher, durch possende Spiele u. s. w. Viele Einrichtung sollte, wenigstens in allen größeren Städten, Nach- ahmung finden; denn durch dieselben können die Lehrlinge dem Verfallszustand und den schädlichen Einflüssen des Straßenlebens entzogen werden.

Wo aber solche oder ähnliche Veranstaltungen getroffen sind, da sollte sie jeder Vater und Meister als nicht zu unterschätzende Verdienste bei dem ihnen obliegenden Erziehungswerte mit Freuden begrüßen. Denn wir wiederholen es, nicht auf die Stelle kommt es an, die Jemand in der menschlichen Gesellschaft ein- nimmt, sondern darauf, daß er durch Treue, Fleiß und Tüchtig- keit seinem Berufe Ehre macht!

### Die Geschichte eines Klondike-Millionärs.

In London im Hotel Cecil hält sich augenblicklich ein glück- licher Sterblicher Namens F. W. Stevens aus America auf, welcher in dem mächtigen Goldlande von Klondike das Ver- mögen eines Monte Christo aufzuweisen hat. Mit sieben Jahren bestand sich Stevens im Besitze von 50 Dollars (200 Mark) in seiner Heimatstadt Lincoln im State Nebraska und zog hinaus in die Welt. Seine Freunde rathen ihm zur Verwerthung seines Universitätsstudiums und Ergründung eines entsprechenden Berufs, er aber behielt, da das Studiren schnell zusammenzuschmelzen, nicht noch mehr Zeit mit Studiren zu verschwenden, sondern einfach vorwärts zu gehen und Geld zu verdienen. „Ich erlaube — so ergählte er — daß die Fahrt nach der Silbergrube Denver in Colorado unendlich viel mehr kostete, als ich besaßen konnte. Ich hatte meine Reisekasse zur Begleichung meiner Bedienung im Hotel zurücklassen müssen, und in meiner Verzweiflung fragte ich den Wädhnenführer eines Ohterzuges, ob ich mir die Fahrt durch Arbeit verdienen könnte. „Gieb uns einen Dollar“, sagte dieser, „und bring auf.“ Dies that ich, und so gelangte ich von einem Theil der Bahnlinie zum anderen, bald einen Dollar, bald einen halben gabst, bis ich mit 75 Centen (3 M.) in Denver ankam. Hier vermietete ich mich als Schaffhüter. Bald jedoch sch mit die Geduld hierzu, ich wünderte mit meinem Expatrien weiter und begann Gold zu suchen. Nun folgte eine romantische Episode. Ich hatte mich einer Gesellschaft zur Befreiung eines Berges in Colorado angegeschlossen, unter welcher sich auch der Senator von Colorado, Mr. Fletcher, und seine reizende Tochter befanden. Pöpslich, in großer Höhe, fiel die Letztere infolge der verdrämten

